

Erziehungsvorstellungen von jungen Eltern: Wie soll mein Kind einmal werden?

Birgit Leyendecker und Ricarda Drießen

„Was mal aus ihr wird, da bin ich relativ offen“.

„Es ist zwar mein Kind, aber er ist auch irgendwo nicht meins, also...er ist sich sein eigener Besitz.....“

„...Irgendwie fühle ich mich schon fast schuldig, wenn ich überhaupt sage, ich finde am besten, wenn er so oder so wird...“

Diese Antworten gaben Eltern auf die Frage, was sie sich für die Zukunft ihres Kindes wünschen. Zunächst hören sich diese so an, als ob sie für alles offen wären und ihrem Kind keine Vorgaben machen wollten. Ist dies wirklich so? Wir sagen nein: Alle Eltern haben Vorstellungen und Wünsche zur Entwicklung ihrer Kinder – auch dann, wenn sie, wie dies die Antworten der Eltern oben zunächst nahe legen, das Gegenteil anstreben und vorhaben, ihren Kinder ein Höchstmaß an Selbstbestimmung einzuräumen. In diesem Beitrag zum Familienhandbuch möchten wir aufzeigen, wovon die Erziehungsvorstellungen und langfristigen Sozialisationsziele junger Eltern beeinflusst werden, welche Kompetenzen Eltern als wichtig erachten und wie diese Vorstellungen von dem jeweiligen kulturellen Umfeld mitgeprägt werden. Vor allem zwei Fragen sind für das Thema Erziehungsvorstellungen interessant – welche kurz- oder langfristigen Ziele gibt es und wovon hängen diese ab. Die Antworten hierauf lassen sich nicht genau trennen, so dass wir beiden Fragen weitgehend parallel nachgehen werden.

Die „unsichtbaren“ Erziehungsvorstellungen: Nachts wird geschlafen

Während Eltern in Ländern mit hoher Säuglingssterblichkeit im ersten Lebensjahr eines Kindes vor allem das Ziel verfolgen, dass ihr Kind diese kritische Zeit überlebt, stehen in den westlichen Industrienationen ganz andere Dinge im Vordergrund. Hier geht es darum, für den Säugling so früh wie möglich die Weichen für seine Zukunft zu stellen. Besonders Eltern aus der Mittelschicht machen sich Gedanken, was sie sich für ihr Kind wünschen und wie sie die Alltagsumwelt für ihr Kind gestalten können. Es soll beispielsweise nicht nur gesund, sondern auch fröhlich sein, sich in seiner Umwelt geborgen fühlen und weder unter- noch überstimuliert werden. Viele dieser Vorstellungen sind jedoch eher implizit als explizit vorhanden, d.h. sie werden oft als so selbstverständlich und richtig erachtet dass man sich der Regeln gar nicht bewusst wird. Solange sich die Umweltbedingungen nicht ändern oder keine neuen Einflüsse hinzukommen (durch den Kontakt mit anderen Kulturen, durch das Lesen von Ratgeberliteratur und anderes mehr) bleiben sie quasi „unsichtbar“ und unhinterfragt erhalten.

Denken Sie beispielsweise an den Schlaf: Auch wenn wir unsere Kinder noch so lieb haben, möchten wir nachts schlafen statt ihnen mit übermüdeten Augen Bilderbücher vorzulesen. Wenn Säuglinge oder Kleinkinder nachts aufwachen, geben wir uns deshalb große Mühe, dass sie schnell wieder einschlafen, auch wenn wir zu dem Zeitpunkt noch wach sind. Und selbst die sonst so unorthodoxe Pipi Langstrumpf legt sich nachts zum Schlafen ins Bett

(wenn auch mit den Füßen auf dem Kopfkissen) und ermahnt sich selbst, schnell einzuschlafen. Der ungestörte, regelmäßige Nachtschlaf ist uns heilig. In einer Studie über Familien, die aus Zentralamerika in die USA eingewandert sind, fanden wir jedoch andere Gepflogenheiten: Wenn die Kleinkinder nachts aufwachten, und es war noch jemand wach, bekamen sie häufig noch etwas zu essen und blieben solange auf, bis die Erwachsenen auch ins Bett gingen. Diese Kinder schliefen nicht mehr oder weniger als die Kinder in anderen amerikanischen Familien, aber sowohl ihre Schlaf- als auch ihre Essenzeiten waren sehr variabel und folgten mehr den jeweiligen Zeitplänen der anderen Familienmitglieder als dem bei uns üblichen Rhythmus (Leyendecker, 1993, Leyendecker, Lamb, Schölmerich und Fracasso, 1995). Das Beispiel Nachtschlaf soll zeigen, dass viele Erziehungsziele, die wir unhinterfragt als richtig erachten (und die in unserem kulturellen Kontext auch durchaus sinnvoll sind), in anderen Kulturen anders betrachtet werden können.

Die Rolle von Traditionen und Bräuchen

Nächtliches Durchschlafen oder die Bedeutung eines mehr oder weniger geregelten Tagesablaufes sind jedoch keine Erziehungsziele, die sich jedes Elternpaar oder jede Elterngeneration wieder von Neuem ausdenkt. Vielmehr handelt es sich hier um *Bräuche*, um Traditionen in der Kindererziehung, die immer wieder individuell variiert und den jeweiligen Familiensituationen angepasst werden, die jedoch in ihrer Grundform weitgehende Akzeptanz finden. Diese Bräuche der Kindererziehung stellen, wie der Psychologe Charly Super und die Anthropologin Sara Harkness (1994) betonen, eine Quelle von Unterstützung für die Eltern dar. Sie geben Hilfestellung für die vielen Herausforderungen, die heranwachsende Kinder stellen und für die vielen Möglichkeiten, wie hierauf reagiert werden könnte. Das Rad (in diesem Fall die Frage, wie wir es schaffen können, Kinder vor den Gefahren ihrer Umwelt zu schützen und sie auf ihr Erwachsenenleben in dieser Gesellschaft adäquat vorzubereiten) muss nicht von jedem Elternteil oder Elternpaar neu erfunden werden. Vielmehr können sie hier auf altbewährte Traditionen zurückgreifen und auf diesen aufbauend ihre eigenen, individuellen Erziehungsvorstellungen verwirklichen.

Starrheit und Flexibilität von Bräuchen und Erziehungsvorstellungen

In jeder Kultur gibt es Regeln der Kindererziehung, die als weniger wichtig erachtet werden und die von daher relativ flexibel gehandhabt werden, sowie Regeln, an denen unter allen Umständen festgehalten wird. Neben den Regeln, die ein uneingeschränktes Tabu darstellen und die nicht weiter hinterfragt werden (wie beispielsweise das Inzestverbot), sind dies oft Regeln und Erziehungsziele, die sich in unserer Kultur bewährt haben und die an unseren Lebensrhythmus oder an unsere sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen angepasst sind. Ein Beispiel für kurzfristige Ziele wäre hier der schon erwähnte Nachtschlaf, ein Beispiel für langfristige, übergreifende Ziele die Vermittlung der Fähigkeiten, die es einem Erwachsenen erlauben, ökonomisch auf eigenen Füßen zu stehen. Wie diese Erziehungsziele jedoch genauer ausformuliert und erreicht werden, hängt sowohl von den individuellen Eltern ab, von deren eigener Geschichte, ihrem Bildungsstand und ihrer augenblicklichen Lebenssituation als auch von dem, was gesellschaftlich gerade als „richtig“ anerkannt wird.

Erziehungsziele werden ausgehandelt

Fast jeder Mensch hat irgendwelche Erfahrungen in seiner Kindheit gemacht, die er lieber nicht an seine eigenen Kinder weitergeben will, und ebenso Erfahrungen, die er gerne weitervermitteln möchte. Die meisten Eltern lehnen jedoch weder die Erziehungsformen und Erziehungsziele ihrer Eltern komplett ab noch wollen sie diese genauestens kopieren. Welche Erziehungsziele jedoch angestrebt werden, wird in den meisten Fällen nicht von einem Elternteil alleine entschieden. Auch bei alleinerziehenden Müttern und Vätern werden Erziehungsziele und die Mittel, mit denen sie erreicht werden sollen, ausgehandelt, wenn nicht mit dem Partner oder der Partnerin, dann mit Verwandten oder gelegentlich mit engeren Freunden, die sich an der Erziehung der Kinder beteiligen oder dazu eine Meinung haben. Hier kann die räumliche Nähe zu den Großeltern eine Rolle spielen: Wohnen diese in der Nähe oder gar im selben Haus, bekommen Eltern oft viel Unterstützung bei der Kinderbetreuung. Sie müssen dann aber nicht selten auch einiges Geschick aufbringen, um zwischen ihren Rollen als Kinder sowie als Eltern zu balancieren und ihre eigenen Erziehungsvorstellungen verwirklichen zu können.

Abgesehen von Diskussion mit den eigenen Eltern und mit Schwiegereltern müssen die jungen Eltern auch untereinander einen gemeinsamen Nenner für ihre Erziehungsziele finden. Die meisten Elternpaare werden ihre Vorstellungen zwar im Laufe der Zeit angleichen, jedoch berichten Eltern häufig, dass es immer wieder Konflikte gibt, bei denen sie unterschiedliche Meinungen vertreten. Dies betrifft die frühe Kindheit (was soll gemacht werden, wenn das Kind ständig nachts aufwacht, oder inwieweit und wodurch soll die frühe Selbstständigkeit gefördert werden) ebenso wie das Jugendalter (ist es Erziehung zur Selbstständigkeit oder Verwahrlosung, die 15-jährige Tochter über ihre Freizeit selber bestimmen zu lassen). Diese Differenzen zwischen den Partnern können einerseits zermürben, sie bieten jedoch auch grundsätzlich eine Chance, eigene Vorstellungen zu überdenken, zu begründen und gegebenenfalls zu modifizieren.

Das Pendel schwingt hin und her: Der Einfluss von Zeit, sozioökonomischen Bedingungen und der Ratgeberliteratur

Eine heute dreißigjährige junge Mutter ist selber in eine Zeit hineingeboren, die noch von Studentenprotesten, von Hippies, der antiautoritären Bewegung und anderem mehr beeinflusst war. Ihre eigenen Eltern sind vielleicht am Ende des 2. Weltkriegs und ihre Großeltern während der Kaiserzeit geboren. Die Wahrscheinlichkeit ist also sehr hoch, dass diese drei Generationen trotz aller möglichen Gemeinsamkeiten jeweils wesentlich andere Vorstellungen von Kindererziehung haben beziehungsweise hatten. Dies liegt zum einen daran, dass das jeweilige politische und ökonomische Umfeld ein ganz anderes war, und zum anderen auch daran, dass viele technische und praktische Hilfsmittel, die heute selbstverständlich sind, in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts noch nicht zu Verfügung standen. Denken Sie nur an die Reinlichkeitserziehung: Heute ist es weitgehend üblich, dass Eltern erst im Laufe des dritten Lebensjahres ihres Kindes diesem die Benutzung der Toilette oder eines Töpfchens beibringen. Dies hat nicht nur damit zu tun, dass Eltern ihren Kindern heute mehr Selbstbestimmung zugestehen und weniger Zwang ausüben, sondern auch damit, dass Wegwerfwindeln (beziehungsweise Windelservices und Waschmaschinen) ausreichend vorhanden und bezahlbar sind. Müssten die Windeln im Topf gekocht und anschließend gebügelt werden, würden manche Eltern hier sicherlich anders über Selbstbestimmung und

Zwang nachdenken. Ähnlich verhält es sich mit der Kleidung. Die Einstellung, dass sich Kinder beim Spielen ruhig auch mal schmutzig machen können und dass ein Loch in der Hose nicht den Weltuntergang bedeutet, wird natürlich durch das Vorhandensein von Waschmaschinen und relativ preisgünstiger Kinderkleidung unterstützt.

Vor allem Mittelschichtseltern orientieren sich an der Ratgeberliteratur

Veränderung von Erziehungspraktiken und Erziehungszielen geschehen jedoch nicht nur aus den sozialen, ökonomischen, technischen und politischen Besonderheiten jeder Zeit heraus, sondern auch durch die vor allem in den westlichen Industrienationen weitverbreitete Ratgeberliteratur. Psychologen, Pädiater und Pädagogen reflektieren in diesen Ratgebern nicht nur ihre Erfahrungen aus Forschung und Praxis, sondern auch ihre Ideal- bzw. Zielvorstellungen von Kindern und jungen Erwachsenen: Was macht einen „guten“, gesellschaftlich kompetenten Menschen aus und wie muss ich ein Kind erziehen, damit es so wird? Das Bild der Eigenschaften, die einen „idealen“ Menschen ausmachen und vor allem die Erziehungsanweisungen hierfür ändern sich jedoch im Laufe der Zeit. Die als „richtig“ erachteten Erziehungsziele und -regeln können sich so von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sehr unterscheiden und sogar widersprechen.

Bronfenbrenner (1958) analysierte die Veränderungen von elterlichen Erziehungspraktiken in den USA in Abhängigkeit von sozialer Schicht einerseits und der Ratgeberliteratur andererseits über den Zeitraum von 1932 – 1958. In den 30er Jahren stimmten sowohl die von der amerikanischen Regierung herausgegebenen Hefte zur Säuglingspflege als auch die populären Frauenmagazine darin überein, dass das Leben nach der Uhr und die Unterordnung des Kindes zentrale Erziehungsziele sind, die unmittelbar nach der Geburt des Kindes konsequent und unnachgiebig umgesetzt werden sollten. Bronfenbrenner zeigt, dass die Ratgeberliteratur nicht ohne Wirkung blieb und vor allem von einem grossen Teil der Mittelschichtseltern akzeptiert und umgesetzt wurde. In der Arbeiterschicht der 30er Jahre hingegen wurden diese Prinzipien nicht verfolgt, und Eltern waren vergleichsweise permissiver. Stillen beispielsweise war weiter verbreitet als Flasche füttern, Säuglinge wurden mehr nach Bedarf als nach einem abstrakten Zeitrhythmus gestillt, Daumenlutschen war erlaubt und im Gegensatz zu den Mittelschichtseltern orientierten sie sich wenig an vorgegebenen Zeitplänen für das Abstillen oder Toilettentraining. In der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg veränderten sich jedoch diese Trends. Eltern aus der Arbeiterschicht orientierten sich jetzt wie vorher die Eltern aus der Mittelschicht an Erziehungsregeln, die darauf hinzielten, das angenommene Dominanzstreben der Kinder schon früh in geordnete Bahnen zu lenken und sie an feste, möglichst unumstößliche Regeln zu gewöhnen. In der Mittelschicht hingegen schlug das Pendel wieder in die andere Richtung aus - das Kind, dessen gefährliches Dominanzstreben bis dahin unterbunden werden musste, verlor seinen Schrecken.

Ratgeberliteratur: Hilfestellung oder vom Regen in die Traufe?

Die pädagogischen Ratschläge der Nachkriegszeit verfehlten - wie Bronfenbrenner zeigt - ihr Ziel nicht. Er fasst Untersuchungen aus diesem Zeitraum zusammen die zeigen, dass Mittelschichtseltern, die sich mehr als Eltern aus der Arbeiterschicht mit Literatur zur Kindererziehung beschäftigten, die neuen Trends schnell aufnahmen und umsetzten. Jetzt wurden sie jedoch permissiver als Eltern aus der Arbeiterschicht und orientierten sich mehr an

den Bedürfnissen der Kinder als an abstrakten Zeitplänen. Gleichzeitig entwickelten sie Liebesentzug als eine (erfolgreiche) Disziplinierungstechnik. Mütter der Mittelschicht bemühten sich sehr darum, die individuellen Bedürfnisse der Kinder zu erkennen und darauf einzugehen sowie gleichzeitig ihre kognitive Entwicklung zu fördern. In der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg wurden so die Grundlagen gelegt für eine Tendenz, die in den darauffolgenden Jahrzehnten noch perfektioniert werden sollte, nämlich die zunehmende Bedeutung der Erziehung zur Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung sowie die Förderung der jeweiligen individuellen Begabungen. Hierauf gehen wir im nächsten Abschnitt noch genauer ein. Bronfenbrenners Feststellung, dass sich insbesondere Eltern aus der Mittelschicht an der Ratgeberliteratur orientieren, trifft sicherlich auch heute noch zu. Die meisten Eltern tauschen sich mit anderen Eltern oder mit ihren Verwandten aus, und dieser Austausch erlaubt es auch, Anregungen und Hilfestellungen für ein Problem zu bekommen. Inwieweit kann jedoch die Ratgeberliteratur wirklich Unterstützung bieten? Bietet diese – wie Bronfenbrenners Beispiele nahe legen, oft nur relativ unausgelegene Meinungen, die zehn Jahre später als falsch gelten, widerrufen und durch Neues ersetzt werden? Eltern stehen hier vor der schwierigen Aufgabe, für neue Ideen offen zu sein, vielleicht auch einmal Neues auszuprobieren, gleichzeitig jedoch die Ratgeberliteratur nicht als eine Bibel, sondern lediglich als eine Anregung zu betrachten. Sie müssen jeweils kritisch prüfen, ob diese Anregungen wirklich zu ihnen passen, ob sie eine sinnvolle Ergänzung oder gar die Lösung eines Problems darstellen oder ob ihnen gerade durch die Befolgung der Ratschläge neue Probleme entstehen und sie so vom Regen in die Traufe geraten.

Langfristige Ziele: Zwischen Selbstmaximierung und Gutem Benehmen

Die amerikanische Psychologin Robin Harwood hat mit Eltern aus den USA sowie aus dem lateinamerikanischen Karibikstaat Puerto Rico zahlreiche Interviews zu deren langfristigen Sozialisationszielen durchgeführt: welche Qualitäten, welche Eigenschaften und Verhaltensweisen halten Eltern für wünschenswert und für weniger wünschenswert? Sie unterteilt die Antworten der Eltern nach fünf Kategorien:

1. Selbstmaximierung: Die Entwicklung der Talente und Fähigkeiten des Kindes sowie die Entwicklung von Selbstbewusstsein und Unabhängigkeit.
2. Selbstkontrolle: Die Fähigkeit, negative Impulse zu begrenzen, die mit Neid, Aggression, Egoismus oder der Unfähigkeit, sich zu beherrschen, zu tun haben.
3. Soziabilität: Die Förderung von Freundlichkeit, emotionaler Wärme und die Fähigkeit, enge affektive Bindungen zu anderen zu unterhalten.
4. Anständigkeit: die Fähigkeit, grundlegende soziale Standards wie z.B. Fleiß, Verantwortungsbewusstsein, Ehrlichkeit, Toleranz, einzuhalten und unerlaubtes/illegales Verhalten (Drogen, Kriminalität) zu vermeiden.
5. Gutes Benehmen: das Kind soll lernen, Erwachsenen, vor allem Eltern und älteren Menschen, mit Respekt zu begegnen, familienbewusst zu sein, Autorität anzuerkennen und sich situationsbezogen angemessen benehmen zu können.

Diese Erziehungszielkategorien sind vor allem in ihrer Funktion als Werthaltungen oder Präferenzmodelle interessant. Auch wenn die meisten Eltern sicherlich wollen, dass ihr Kind selbstbewusst wird, seine Emotionen (vor allem die negativen) im Griff hat, mit anderen Menschen gute Beziehungen eingehen kann, anständig ist und sich gut benehmen kann, so unterscheiden sich Eltern doch erheblich darin, welche dieser Erziehungsziele ihnen be

sonders wichtig sind und am Herzen liegen. Zahlreiche weitere Interviews, die mit Eltern aus lateinamerikanischen Ländern, den USA sowie aus Deutschland (Halle und Bochum) durchgeführt worden sind, zeigen denn auch, dass es erhebliche Unterschiede sowohl innerhalb als auch zwischen den einzelnen Kulturen gibt (Harwood, 1992; Harwood, Schölmerich et al., 1996, 1999; Leyendecker et al., im Druck, Drießen, 2000).

Die soziokulturelle Umwelt beeinflusst also das Denken und Handeln und damit auch die Entwicklung eines Menschen von frühester Kindheit an. Unterschiede zwischen den Erziehungszielen und -praktiken verschiedener Kulturen bleiben jedoch in einer relativ homogenen Kultur zunächst „unsichtbar“ und sind für alle Beteiligten von geringem Interesse. Erst durch den Kontakt mit anderen Kulturen – beispielsweise mit Zuwanderern oder durch Auslandsreisen – werden diese Unterschiede sichtbar und bedeutsam. In der immer weiter miteinander vernetzten Welt ist es daher wichtig, nicht nur eigene Erziehungsziele zu reflektieren, sondern sie auch im Hinblick auf andere Kulturen relativieren zu können. Das heißt keinesfalls, dass wir unsere eigenen Erziehungsziele durch ein multikulturelles Erziehungspatchwork ersetzen sollen. Versuche aus den 70er und 80er Jahren, einzelne Praktiken beispielsweise der Indianer aus dem Amazonasgebiet in unsere Kultur zu übertragen, waren wenig erfolgreich, da sie aus dem Kontext herausgerissen waren und nur sehr eingeschränkt in unseren Lebensalltag integriert werden konnten. Jedoch ist es für einen erfolgreichen Kontakt mit Menschen aus anderen Kulturen wichtig zu verstehen, dass diese vielleicht ganz andere Erziehungsziele haben, dass sich die Wege zu ähnlichen Erziehungszielen erheblich unterscheiden können und dass der Kontext, in dem die Bedeutung eines Erziehungsziels gesehen wird, ein ganz anderer sein kann. Letzteres soll im nächsten Kapitel am Beispiel des uns allen vertrauten Erziehungsziels „in der Schule erfolgreich sein“ aufgezeigt werden.

Welche Erziehungsziele unterscheiden Kulturen?

Kulturen unterscheiden sich vor allem darin, welche dieser Erziehungsziele den Eltern als besonders wichtig erscheinen. Dies heißt nicht, dass in einer Kultur völlig andere Werte wichtig sind als in einer anderen, vielmehr liegen die Unterschiede vor allem darin, welche Ziele besondere Priorität haben und als oberste Orientierung dienen. Die Hauptunterschiede zwischen einzelnen Kulturen liegen vor allem in dem Stellenwert, den Eltern Erziehungszielen, die der ersten und der fünften der oben beschriebenen Kategorien zugeordnet werden können, beimessen. Eltern in westlichen Industriekulturen neigen in besonderem Masse dazu, individualistische Ziele, die auf die Maximierung der individuellen Fähigkeiten eines Kindes ausgerichtet sind, zu betonen. Eltern in nicht-westlichen Kulturen hingegen bevorzugen eher den Zusammenhalt und die Kooperation innerhalb der Familie, die Eingliederung in die Familie und in die Gesellschaft, das Anerkennen von Autorität und das adäquate, respektvolle Verhalten gegenüber Autoritäten innerhalb und außerhalb der Familie.

Diese Erziehungsziele spiegeln sich auch in den Erziehungspraktiken der Eltern und in den Anweisungen, die sie den Kindern mit auf den Weg geben, wider. Wie schon oben erwähnt, möchten alle Eltern, dass ihre Kinder später ökonomisch auf eigenen Füßen stehen, und in den meisten Ländern ist der erfolgreiche Schulbesuch eine wichtige Voraussetzung hierzu. Die Ratschläge, die Eltern ihren Kindern hierfür mit auf den Weg geben, und ebenso die Bedeutungen, die mit dem Erlangen des Ziels „gut sein in der Schule“ verknüpft sind, unterscheiden sich jedoch erheblich. In westlichen, eher individualistisch orientierten Industrienationen gilt die Maxime, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Dementsprechend sehen Eltern eine wesentliche Strategie darin, dass die Kinder in der Schule selbstbe

wusst auftreten, sich melden und so sicher stellen, dass die Lehrer auf sie und auf ihre besonderen Fähigkeiten aufmerksam werden. Es geht also darum, die besonderen Begabungen des Kindes, die es von anderen unterscheidet (z. B. „sehr gut in Mathe und malt sehr kreativ“), herauszuarbeiten. Dies entspricht der Idee der Selbstmaximierung. In vielen anderen Kulturen gilt jedoch eher die Maxime, dass der Hammer als erstes den Nagel trifft, der am weitesten heraussteht. Eltern, die aus diesen nicht-individualistischen Kulturen in eher individualistische Kulturen eingewandert sind, legen meistens auch grossen Wert darauf, dass ihre Kinder in der Schule gut sind und dadurch die Voraussetzungen für den beruflichen Aufstieg erwerben. Sie geben ihren Kindern aber eher den Rat, dieses Ziel dadurch zu erreichen, dass sie nicht besonders auffallen aber gut aufpassen, fleissig sind und sich den Lehrern gegenüber höflich und respektvoll verhalten (Leyendecker, Harwood, Lamb, & Schölmerich, i. Dr.; Okagaki & Sternberg, 1993; Quiroz, Greenfield, & Altech, i. Dr.). Das Ziel, in der Schule erfolgreich zu sein, ist also weitgehend losgelöst von anderen Aspekten die oben unter Selbstmaximierung zusammenfasst sind wie Autonomiestreben, Selbstbewusstsein und dem Herausarbeiten der individuellen Besonderheiten.

Dies trifft auch für den Kontext, für die Bedeutungen, in denen dies gesehen wird, zu. Erfolgreich in der Schule zu sein, wird hier oft im Zusammenhang damit gesehen, dass dadurch der Gemeinschaft etwas zurückgegeben werden kann. So betonten Mütter, die aus der Türkei ins Ruhrgebiet zugewandert sind, dass ein gebildeter Mensch für sein Umfeld von besonderer Wichtigkeit ist, weil er dadurch anderen helfen kann: „Wenn sie eine gute Bildung genießt, einen guten Beruf hat, wird sie für die Gesellschaft noch nützlicher sein“, sagte beispielsweise eine Mutter über ihre Tochter und eine andere sagte ebenfalls in diesem Sinne, dass ihre Tochter durch Bildung und einen guten Beruf „ihrer Familie, den Nachbarn, anderen Menschen und dem Staat“ Hilfe, Rat und Unterstützung zukommen lassen kann (Leyendecker, Schölmerich, Citlak, & Drießen, 2001. Ähnliches berichtet Suarez- Orozco, 1989) in seiner Studie zu Jugendlichen aus Zentralamerika, die vor kriegerischen Auseinandersetzungen in ihren Heimatländern in die USA geflüchtet waren. Trotz des Sprachdefizits erbrachten diese Jugendlichen erstaunliche Leistungen in der Schule; sie sahen es als ihre besondere Verpflichtung an, in der Schule gut zu sein, um einen guten Beruf zu erlangen und dadurch ihre Familien, die nicht mitkommen konnten, später finanziell unterstützen zu können.

Diese Beispiele zeigen, dass es einerseits Übereinstimmungen zwischen Kulturen gibt (fast alle Eltern wollen, dass ihre Kinder beruflich erfolgreich sind), jedoch können sich sowohl die Wege, die zu diesem Erziehungsziel führen, als auch der Kontext, in dem die Bedeutung dieses Zieles gesehen wird, in wesentlichen Punkten unterscheiden.

Variationen innerhalb einer Kultur

Innerhalb einer Kultur können – wie schon an verschiedenen Stellen in diesem Beitrag erwähnt – eine Vielzahl von Einflussgrößen auf die Präferenzen von Eltern für bestimmte Erziehungsziele unterschieden werden. In westlichen Industriegesellschaften ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht und die damit einhergehende Bildung die bedeutsamste Einflussgröße. Die ansonsten naheliegende Frage nach Geschlechtsunterschieden bei den Erziehungszielen („was wollen Mütter für ihre Töchter und für ihre Söhne und was wollen Väter für ihre Töchter oder Söhne“) ist erstaunlich wenig beachtet worden. In einem Überblicksartikel hierzu schreibt die amerikanische Psychologin Beverly Fagot (1995), dass es keinen eindeutigen Trend gibt. Zwar werden die biologischen Unterschiede gesellschaftlich betont (beispielsweise durch unterschiedliche Kleidung von Geburt an) und auch von den

Kindern reflektiert (Jungen- und Mädchenzimmer können leicht unterschieden werden), Fagot fand jedoch wenig Hinweise, dass Eltern in unserem Kulturkreis Mädchen und Jungen wirklich grundsätzlich anders behandeln oder grundsätzlich andere Erziehungsziele verfolgen. Harwood und ihre Kollegen fanden eher, dass Mütter aus der Mittelschicht den gängigen Geschlechtsstereotypen entgegenwirken: Mütter betonen häufiger die Bedeutung von Selbstkontrolle für ihre Söhne als für ihre Töchter, wohingegen ihnen das Streben nach Autonomie für ihre Töchter wichtiger ist als für ihre Söhne. Dies soll nicht heißen, dass in modernen westlichen Industriestaaten Jungen und Mädchen gleich erzogen werden; jedoch sind die Unterschiede - anders als beispielsweise bei Familien in vergleichsweise traditionelleren Gesellschaften wie der Türkei - eher auf einer sehr subtilen Ebene vorhanden und deswegen schwieriger zu erfassen.

Neben dem Geschlecht des Kindes wurden gelegentlich der Einfluss des Wohnortes (Stadt versus Land) auf die elterlichen Erziehungsziele untersucht. Geographisch bedingte Unterschiede werden jedoch vor allem für Länder mit einer geringeren Bevölkerungsdichte und großem landwirtschaftlichen Anteil, wie beispielsweise der Türkei und Spanien, berichtet. Während Eltern im agrarisch-ländlichen Umfeld eher den Nutzen der Kinder in ihrer Bedeutung als zukünftige Arbeitskräfte sehen, betonen Eltern im urbanen Umfeld eher den psychologischen Nutzen der Kinder, also die Freude am Familienleben und dem Umgang mit den Kindern. Die Erziehungsvorstellungen der Eltern in der Stadt sind dementsprechend vergleichsweise weniger autoritär und konservativ, durch eine zunehmende Gewährung von Autonomie und eine Präferenz für Erklärungen statt Anweisungen gekennzeichnet (Göncü, 1993; Nauck & Ötzel, 1986, siehe auch Palacios, Gonzalez und Moreno, 1992, für Erziehungsziele türkischer bzw. spanischer Eltern). Diese Differenzierungen sind in Deutschland relativ bedeutungslos, da fast alle ländlichen Gebiete in der Nähe von größeren Städten liegen und die Gegensätze hier sehr gemildert sind. In Deutschland sowie in anderen westlichen Industrienationen tragen deshalb primär die Zugehörigkeit zur Unter- oder Mittel- und Oberschicht sowie die hiermit einhergehende Bildung der Eltern zu Unterschieden in den elterlichen Erziehungszielen bei.

Der Einfluss von sozialer Schicht auf Erziehungsziele

Der Einfluss des sozioökonomischen Status ist also innerhalb einer Kultur die wahrscheinlich am häufigsten untersuchte Einflussgröße auf die Bräuche der Kindererziehung und auf die hiermit verbundenen Erziehungsziele. Diese Einflussgröße ist sehr komplex und besteht aus vielen miteinander verknüpften Faktoren, von denen Schul- und Ausbildung der Eltern, Beruf und Einkommen die wichtigsten sind (Entwisle & Astone, 1994). Für frühe Eltern-Kind Interaktionen und Erziehungsziele scheint jedoch das Einkommen der Eltern hier die geringste Rolle zu spielen - das Familieneinkommen beeinflusst den Zugang zu Spielmaterialien und anderen Ressourcen, jedoch sind Schulbildung und der damit einhergehende berufliche Status der Eltern die bedeutenderen Einflussgrößen (Überblick in Hoff-Ginsberg & Tardif, 1995).

Eltern antizipieren die ökonomische Zukunft ihrer Kinder im Hinblick auf die ökonomischen Bedingungen und die sich hieraus ergebenden Chancen zur gesellschaftlichen Mobilität. Eltern, die die ökonomische Zukunft ihrer Kinder in Berufsfeldern sehen, die durch Gehorsam und dem Befolgen von Anweisungen gekennzeichnet sind, neigen eher dazu, das Hinterfragen von Regeln zu vermeiden, gutes Benehmen und Respekt vor Erwachsenen zu

betonen („sie soll sich erst gar nicht angewöhnen, unverschämt und frech zu sein, Widerworte zu geben“, „ich möchte, dass mein Kind zuhört, wenn Erwachsene ihm etwas sagen“).

Eltern hingegen, die die ökonomische Zukunft ihrer Kinder in Berufsfeldern sehen, die durch Autonomie, Kreativität und Flexibilität gekennzeichnet sind, neigen dazu, diese Fähigkeiten zu vermitteln und sind eher bereit, die tradierten Bräuche der Erziehung mit ihren Kindern zu diskutieren und neu auszuhandeln (vgl. Goodnow, 1989; du Bois-Reymond, Büchner und Krüger, 1993). Im Vergleich zu Müttern mit niedrigerem sozioökonomischen Status (also mit weniger Schulbildung und niedrigerem beruflichen Status) neigen Mütter mit höherem sozioökonomischen Status dazu, ihren Kindern mehr Erklärungen und Begründungen als Anweisungen zu geben, weniger Wert auf strikten Gehorsam zu legen, sie sind eher bereit, die Perspektive des Kindes einzunehmen, das Kind als aktiven Gestalter seiner Lern- und Entwicklungsprozesse zu betrachten und innovative Erziehungspraktiken, die nicht an der eigenen Kindheit orientiert sind, anzuwenden (Bronfenbrenner, 1958; Hoff-Ginsberg, 1991; Nauck & Ötzel, 1986; Skinner, 1985; Wooton, 1974). Diese Praktiken finden auch ihre Entsprechungen in den langfristigen Erziehungszielen, und diese Eltern betonen häufiger als Eltern mit geringerer Schulbildung die Bedeutung von Selbstmaximierung, also von Selbstverwirklichung einerseits und von Autonomiestreben und der Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten andererseits.

Darüber hinaus fällt auf, dass Eltern aus den unteren sozialen Schichten neben regelkonformem Verhalten auch häufiger Antworten geben, die sich unter der Kategorie „Anständigkeit“ (Einhalten von grundlegenden sozialen Standards/Vermeidung von Kriminalität), zusammenfassen lassen. Dies spiegelt einerseits die antizipierte Zukunft für ihre Kinder wieder („...es ist mir wichtig, dass mein Sohn später einen anständigen Beruf ergreift und fleißig ist,...), gleichzeitig aber auch die Sorge, dass die Kinder auf die „schiefe Bahn“ kommen, mit Jugendbanden, Drogen oder Kriminalität in Kontakt kommen könnten. In vielen städtischen Wohngebieten haben Eltern diese potentiellen Gefahren täglich vor Augen und ihre Vermeidung nimmt einen weitaus prominenteren Platz bei ihren Erziehungszielen ein als bei Eltern, die in relativ ruhigen Wohngebieten leben.

Zurück zum Anfang: Mein Kind soll sein Leben selbst bestimmen

Wir hatten eingangs gesagt, dass alle Eltern Erziehungsziele haben und diese auch verfolgen, wenn auch manchmal eher unbewusst als bewusst. Wir hatten in diesem Zusammenhang drei Sätze aus Interviews mit Eltern zitiert, die alle betonten, dass sie sehr offen sind und sich nicht für ihr Kind festlegen wollen. Diese Antworten bekamen wir besonders häufig bei unseren Interviews in Deutschland, vor allen von Eltern aus den neuen Bundesländern, und die Interpretation liegt nahe, dass sich hier die Neuorientierung der Eltern nach dem Ende der DDR widerspiegelt. Nicht die Eingliederung in die Traditionen der Familie und der Gesellschaft bei gleichzeitiger Übernahme der dort herrschenden Verhaltensweisen, Normen und Werte ist das Ziel, vielmehr räumen Eltern ihren Kindern mit diesen Aussagen zunächst weitestgehende Selbstbestimmung und ein hohes Maß an individuellem Entwicklungsspielraum ein. Die Erziehungsziele sind also hier Autonomie und Nonkonformismus.

Wie jedoch schon oben erwähnt, sind elterliche Erziehungsziele sehr komplex. Auch wenn ein Aspekt – wie hier die Selbstbestimmung der Kinder – den Eltern besonders am Herzen

liegt, so gibt es doch auch immer zahlreiche andere Aspekte – wie beispielsweise Hilfsbereitschaft, der Aufbau einer vertrauensvollen Eltern-Kind Beziehung und anderes mehr, die den Eltern ebenfalls wichtig sind, wenn sie auch nicht an erster Stelle genannt werden und erst nach einigem Nachdenken im Laufe eines Gesprächs auftauchen.

Was jedoch sind die Ziele der Kinder?

Wir haben bislang vor allem über die Wünsche und Ziele der Eltern geredet – was sind jedoch die Wünsche der Kinder, und wie sind diese in Einklang zu bringen? Grundsätzlich gilt: Vorgaben hinsichtlich sozialer und moralischer Werte sind wichtig und sinnvoll, sie ermöglichen dem Kind eine Orientierung darüber, was richtig und was falsch ist. Langfristig sollten Eltern jedoch auch lernen, darauf zu achten, was ihre Kinder wollen und wie sie die besonderen Interessen und Begabungen der Kinder unterstützen können. Bewusst oder unbewusst haben Eltern oft die Vorstellung, dass die Kinder das Werk der Eltern fortsetzen sollen. Hier ist es jedoch wichtig, den Kindern Raum zu lassen, ihre eigenen Interessen zu verfolgen und ihren eigenen Weg zu finden. Eine Kontinuität in den Lebenswerken, -formen und Werten muss passen. Manche Kinder sind glücklich, den Handwerksbetrieb des Vaters oder die Anwaltskanzlei der Mutter zu übernehmen, während dies für andere einfach nicht auf Gegenliebe trifft und keine Perspektive darstellt. Das Gleiche gilt für Lebensformen und Werte – viele Eltern sind unglücklich, wenn ihre Kinder, statt eine Familie zu gründen, sich als Single wohler fühlen, oder wenn sie andere religiöse, politische oder moralische Werte als wichtig erachten. Eltern müssen sich also damit abfinden, dass ihre Kinder nicht unbedingt für Kontinuität in den Familientraditionen stehen, sondern dass hier auch Neues entstehen kann.

Darüber hinaus gibt es aber auch bei Eltern oft den bewussten oder unbewussten Wunsch, dass ihre Kinder das schaffen und verwirklichen sollen, was sie selber nicht erreicht haben beziehungsweise was ihnen durch äußere Umstände verwehrt wurde. Dies ist beispielsweise bei Migranten und bei Aussiedlern, die oft unrealistisch hohe Erwartungen an die Schulleistungen ihrer Kinder haben und diese damit häufig überfordern, besonders ausgeprägt. Doch auch in anderen Familien ist diese Tendenz oft vorhanden. Neben der gewünschten sozialen Mobilität („Ich konnte damals nicht studieren, aber mein Sohn soll auf jeden Fall die Uni besuchen“) sind dies oft kleinere Wünsche und Träume, die die Eltern sich selber nicht erfüllen konnten und die ihre Kinder jetzt umsetzen sollen („Meine Eltern konnten sich kein Klavier leisten, aber wir haben jetzt eins, und mein Sohn soll unbedingt Klavierspielen lernen“ oder „Ich habe damals zu früh geheiratet und nie meine Freiheit als junger Mensch so richtig genießen können. Das sollen meine Kinder auf jeden Fall anders machen.“).

Während der Wunsch der Eltern nach einem besseren Leben für ihre Kinder verständlich und sinnvoll ist, müssen sie jedoch auch darauf achten, in wieweit ihre Wünsche den Kindern entgegenkommen und ihnen entsprechen. Genauso, wie Eltern Erziehungsziele für ihre Kinder haben, entwickeln Kinder auch Ziele für ihr eigenes Leben, und diese werden sicherlich nur teilweise mit den Zielen der Eltern übereinstimmen. Die Entwicklung von eigenen Lebenszielen, die den Kindern bzw. den Jugendlichen oder jungen Erwachsenen in ihrer jeweiligen Lebensphase entsprechen, ist jedoch eine wichtige Entwicklungsaufgabe für Heranwachsende. Wenn die Ziele der Eltern nicht mit denen der Kinder oder Jugendlichen übereinstimmen, ist deren Verwirklichung in erster Linie extrinsisch – also um den Eltern

zu gefallen – motiviert. Erfolgreicher ist jedoch die Verfolgung von selbstentwickelten, intrinsisch motivierten Lebenszielen. Eltern sind hier als Berater gefragt und gefordert, jedoch sollten gute Berater auch zuhören und sich in den Anderen hineinversetzen können. Eltern müssen also lernen, die Lebensziele, die sie für ihre Kinder vor Augen haben, zurückzustecken, ihren Kindern Raum lassen und Ziele, die die Kinder selber entwickeln, zu akzeptieren.

Literaturverzeichnis:

du Bois-Reymond, M., Büchner, P., & Krüger, H.H. (1993). Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Zum Wandel des Generationsverhältnisses im interkulturellen Vergleich. Neue Praxis, 23, 32-42.

Drießen, R. (2000). Langfristige Sozialisationsziele von Müttern drei Monate alter Kinder. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Psychologie.

Bronfenbrenner, U. (1958). Socialization and social class through time and space. In E.E. Maccoby, T.M. Newcomb, & E.L. Hartley (Eds.), Reading in social psychology (pp. 400 - 425). New York: Holt.

Entwisle, D.R., & Astone, N.M. (1994). Some practical guidelines for measuring youth's race/ethnicity and socioeconomic status. Child Development, 65, 1521-1540.

Fagot, B.I. (1995). Parenting boys and girls. In M.H. Bornstein (Ed.), Handbook of Parenting, Vol 1, Children and parenting (S. 163-184). Mahwah, NJ: Erlbaum.

Goodnow, J.J. (1988). Parents' ideas, actions, and feelings: Models and methods from developmental and social psychology. Child Development, 59, 286-320.

Göncü, A. (1993). Guided participation in Keciören. In B. Rogoff, J. Mistry, A. Göncü, & C. Mosier (Eds.). Guided participation in cultural activity by toddlers and caregivers. Monographs of the Society for Research in Child Development, 58, 126-147.

Harwood, R.L. (1992). The influence of culturally derived values on Anglo and Puerto-Rican mothers' perceptions of attachment behavior. Child Development, 65, 1111-1119.

Harwood, R.L., Schölmerich, A., Ventura-Cook, E., Schulze, P.A., & Wilson, S.P. (1996). Culture and class influences on Anglo and Puerto Rican mothers' beliefs regarding long-term socialization goals and child behavior. Child Development, 67, 2446 - 2461.

Harwood, R. L., Schölmerich, A., Schulze, P. A., & Gonzalez, Z. (1999). Situational variability in the instantiation of cultural belief systems among middle-class Anglo and Puerto Rican mother-infant pairs. Child Development, 70, 1005-1016.

Hoff-Ginsberg, E. & Tardif, T. (1995). Socioeconomic status and parenting. In M.H. Bornstein (Ed.), Handbook of parenting (Vol.2). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Leyendecker, B. (1993). Einfluß der Stellung in der Geschwisterreihe auf Interaktionsgelegenheiten von 10 Wochen alten Säuglingen. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 2, 164-180.

Leyendecker, B., Lamb, M.E., Schölmerich, A., & Fracasso, M.P. (1995). The social world of 8- and 12-month-old infants: Early experiences in two subcultural contexts. Social Development, 4, 194-208.

Leyendecker, B., Schölmerich, A., Citlak, B., & Drießen, R. (2001). Kultur und Alltag: Was machen Familien mit Kleinkindern zusammen – Migrantenfamilien der ersten und der zweiten Generation im Vergleich. Poster für die 15. Tagung der Fachgruppe Entwicklungspsychologie in der DGfP, Potsdam, September 2001.

Nauck, B. & Ötzel, S. (1986). Erziehungsvorstellungen und Sozialisationspraktiken in türkischen Migrantenfamilien. In Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 2, 285-312

Palacios, J., Gonzalez, M.M., & Moreno, M.C. (1992). Stimulating the child in the zone of proximal development. In I.E. Sigel, A.V. McGillicuddy-DeLisi, J.J. Goodnow, (Eds.). Parental belief systems. The psychological consequences for children. (S. 71-94). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Skinner, E.A. (1985). Determinants of mother sensitive and contingent-response behavior: The role of childrearing beliefs and socioeconomic status. In I.E. Sigel (Ed.), Parental belief systems: The psychological consequences for children (S. 51-82). Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Suarez-Orozco, M.M. (1989). Central American refugees and the U.S. High Schools: A psychosocial study of motivation and achievement. Stanford, Ca: University Press.

Quiroz, B., Greenfield, P. & Altchech, M. (im Druck). Bridging cultures between home and school: The parent-teacher conference. Connections.

Super, C.M. & Harkness, S. (1994). The developmental niche. In W.J. Lonner & R.S. Malpass (Eds.). Psychology and culture (S. 95-100). Boston: Allyn and Bacon.

Okagaki, L. & Sternberg, R.J. (1993). Parental beliefs and children's school performance. Child Development, 64, 36-56.

Wooton, A.J. (1974). Talk in the homes of young children. Sociology, 8, 277-295.